

und Historikern. Zugrunde liegt diesem m. E. unberechtigten Vorwurf ein letztlich erkenntnistheoretisches Mißverständnis des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit. Gerade auf historischer Seite besteht ein beträchtlicher Nachholbedarf zu diesem Thema, auch hinsichtlich ganz pragmatischer Aspekte der Interpretation schriftlicher Quellen, seien sie nun »historischer« oder »literarischer« Provenienz. Dinzelbachers Angriff läuft ins Leere, denn Ringler schließt außerliterarische Fragestellungen keineswegs apodiktisch aus, sondern betont lediglich, zuvor müsse die literarische Eigenart der Quelle aufgearbeitet sein (S. 377f.). Nicht nur als Zurückweisung z. T. grotesker Fehldeutungen in der älteren Literatur ist dieser Standpunkt zu akzeptieren. Der Historiker muß seine »Ausbeuternatur« im Umgang mit den Quellen reflektierend zügeln, will er Vergangenes in seiner Eigenart, nämlich seiner sprachlichen, literarischen Vermitteltheit ernst nehmen. Treffend formuliert Ringler das prinzipielle Dilemma: »Die Fixierung in Bildern literarischer Herkunft widerspricht nicht unbedingt einer Grundlegung im realen Erleben und Erfahren einer bestimmten Person, wie umgekehrt ein solches reales Erleben und Erfahren aber auch nicht vorausgesetzt werden muß« (S. 354).

*Klaus Graf*

PETER DINZELBACHER: *Vision und Visionsliteratur im Mittelalter* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 23). Stuttgart: Hiersemann 1981. 288 S. Ln. DM 180,- (Serienpreis DM 160,-).

In quellenkundlichen Handbüchern zur Geschichte des Mittelalters kommen fiktionale Texte wie »Visionen« nicht vor. Aus dem Quellenkanon der Mediävistik bleiben sie gemeinhin ausgespart – sei es aus begründeten Verständnis- und Interpretationsschwierigkeiten, sei es aus der vermeintlichen oder tatsächlichen Begrenztheit ihres historischen Erkenntniswertes.

Gleichwohl: Niemand kann es einem Historiker verwehren, literarische Überlieferungen, in denen sich religiöse Erlebnisse und Erfahrungen vergangener Zeiten niedergeschlagen haben, in den Rang von Quellen zu erheben, indem er sie nach allgemeinen Regeln wissenschaftlicher Methodik befragt und auf diese Weise ihre historische Aussagekraft kenntlich zu machen sucht.

Der Verfasser tut das mit großer Kenner- und Könnerschaft. Fächerübergreifende Kompetenz befähigt ihn, an seine Quellen »Fragen religionsphänomenologischer, literarischer, geschichtlicher und psychologischer Natur« zu stellen (S. 1). Die erarbeiteten Antworten geben nicht nur Aufschluß über inhaltliche und formale Besonderheiten eines im Mittelalter weit verbreiteten literarischen Genus. Es gelingt dem Verfasser überdies, die Geschichte der mittelalterlichen Visionen zu einem Indikator gesellschaftlichen und geistig-religiösen Wandels zu machen. Indem er die Faktizität des Fiktiven ernst nimmt, erschließt er soziale Bedingungen, Prägungen und Funktionen einer für die Religiosität des Mittelalters charakteristischen Erlebnis- und Erfahrungsform.

Der Verfasser gibt einleitend Rechenschaft über seine Methoden und Fragestellungen, skizziert den Gang der seitherigen Forschungsgeschichte und veranschaulicht in einem vierspaltigen Schaubild die Entstehungszeit der von ihm untersuchten Visionen sowie die Namen der Visionäre, desgleichen Titel und Verfasser der Quelle, in welcher die Vision am frühesten und ausführlichsten geschildert wird, schließlich auch den Kurztitel der jeweils benutzten Edition (S. 13–28).

Um Visionen von Träumen und einfachen Erscheinungen abzugrenzen, nimmt der Verfasser folgende Definition vor: »Von einer Vision sprechen wir dann, wenn ein Mensch das Erlebnis hat, aus seiner Umwelt auf außernatürliche Weise in einen anderen Raum versetzt zu werden, der diesen Raum bzw. dessen Inhalte als beschreibbares Bild schaut, diese Versetzung in Ekstase (oder im Schlaf) geschieht und ihm dadurch bisher Verborgenes offenbart wird« (S. 29).

Eine solche Ab- und Eingrenzung scheint aus heuristischen Gründen einleuchtend. Es ist jedoch daran zu erinnern, daß der Bedeutungsumfang des mittelalterlichen Begriffes »visio« erheblich weiter ist. Die Inkongruenz zwischen quellenmäßiger und wissenschaftlicher Begriffssprache muß jedoch hingenommen werden, wenn man die Fülle an ekstatischen Erscheinungen, die ein im Mittelalter stark ausgeprägtes »Bedürfnis nach dem Eingriff des Überweltlichen« (S. 59) in Gestalt von »visiones«, »revelationes« und »somnia« hervorbrachte, überhaupt klassifizieren will. (Der Verfasser konstatiert denn auch zu Recht, wenngleich etwas salopp: es gebe in der mittelalterlichen Literatur »jede Menge von Visionsberichten, von knappen Erwähnungen angefangen bis zu kurzen Inhaltsangaben von drei bis vier Sätzen« [S. 80].) Nur: Durch eine solche Abgrenzung entfällt der ganze für den Historiker interessante Bereich der politischen Mantik, in welcher der Traum zum Medium der Entscheidungsfindung wird. Auch all jene Träume

entfallen, in denen (wie z. B. im sog. »Prügelraum« des hl. Hieronymus) Klerikern und Mönchen übernatürliche Handlungsanweisungen für den rechten Umgang mit profaner Literatur gegeben werden.

Der Verfasser bemüht sich um eine »historisch-phänomenologische Typenbildung«, die zum einen den »zeitspezifischen Formen« von Visionen Rechnung trägt, zum anderen darauf bedacht ist, die »Träger der Visionen nach Herkunft, Alter, Lebensform und Geschlecht einzuordnen« (S. 89). In breiter Ausführlichkeit untersucht er jene visionären Räume, in die sich mittelalterliche Visionäre versetzt fühlen: Hölle, Purgatorium, Paradies, Himmel, innerweltliche Räume wie kirchliche Gebäude, Brücken, Orte im Heiligen Land (S. 90–120). Auf die Rekonstruktion der visionären Räume folgt die Analyse der Raumerfahrungen. Der Verfasser will wissen, »wie der Visionär in seiner Schauung den Raum erlebt und in welcher Beziehung er zu ihm steht« (S. 121). Das Fazit seiner diesbezüglichen Untersuchungen packt er in folgende etwas unübersichtliche Satzperiode: »Wir haben nun die visionären Räume an sich zu beschreiben versucht und dabei festgestellt, daß es hier zwei Gruppen gibt, nämlich eine besonders in der Zeit des Früh- und Hochmittelalters auftretende, in der vor allem die eschatologischen Orte des Jenseits geschaut werden, diese Orte ausführlich, plastisch und detailreich geschildert werden sowie in einzelne Regionen unterteilt sind, und eine zweite Gruppe, im Hochmittelalter beginnend und im Spätmittelalter andauernd, deren visionäre Orte meist undifferenziert und blass erscheinen, nur kurz geschildert werden, und wo in einer Vision nur ein Raum geschaut zu werden pflegt« (S. 131). Als untersuchungswürdig erachtet der Verfasser überdies die Frage, ob sich der Visionär in den visionären Räumen aktiv oder passiv verhält (S. 131–136), ob der visionäre Raum »als negativ oder positiv empfunden wird« (S. 136), schließlich wie der Charismatiker die Zeitdauer seiner Vision einschätzt (S. 143–146).

Allgemeinere historische Schlüsse lassen sich aus diesen Beobachtungen nicht ziehen. Der Verfasser bringt denn auch nachdrücklich in Erinnerung, daß im Zentrum der Visionen Begegnungen mit den »Personen der Überwelt« stehen, wohingegen der Raum (und das gilt vice versa auch für die Zeit) für sie »nur einen relativ unwichtigen Hintergrund« abgibt (S. 147). Was das Zustandekommen von Visionen anbetrifft, so können diese sowohl als Gnadengaben von Gott geschenkt als auch von religiös ergriffenen Individuen erhofft, ersehnt und herbeigewünscht werden. In frömmigkeitsgeschichtlicher Hinsicht nicht weniger bedeutsam ist die offene Kritik, die von hoch- und spätmittelalterlichen Theologen an der Suche und Sucht nach außerordentlichen »Geschichten« und »Schauungen« geübt wurde (S. 190f.). Man »solle von dem Minneerlebnis lassen«, beteuerte Meister Eckehart, »wenn man stattdessen tätige Nächstenliebe üben könne« (S. 190).

Eingehend befaßt sich der Autor mit den »Funktionen der Vision« (S. 210–222). Visionen, die sich zwar an Einzelpersonen richten, aber auch immer Aufträge an Gruppen enthalten können, belehren, warnen, belobigen und verheißeln. Sie sind sowohl »Vehikel der Offenbarung« (S. 214) als auch Medien der Personen-, Sozial- und Kirchenkritik (S. 216). Zisterzienser, Franziskaner und Dominikaner stellten Visionen in den Dienst ihrer Ordensbildung und Ordenspropaganda (S. 217–222). In einem Kapitel »Zur Soziologie der Visionäre« geht es um Alter und soziale Herkunft jener, denen die Gabe der Vision zuteil wurde. Der Verfasser hält es nicht für »unbezweifelbar«, daß vornehmlich »die frühe Kindheit wirklich das visionäre Alter war« (S. 224). (Der Verfasser unterläßt es allerdings, auf die topische Gebundenheit dieses Tatbestandes hinzuweisen. Keine Jugend- und Reifezeit zu haben, kennzeichnet den von Gott erwählten Heiligen. Vgl. dazu u. a., was Christian Gnilka: »Aetas Spiritualis. Die Überwindung der natürlichen Altersstufen als Ideal frühchristlichen Lebens« [Bonn 1972] über das puer senex-Ideal und dessen biblische Vorbilder schreibt. [S. 165 ff. und 223 ff.].) In der sozialen Zusammensetzung der Visionäre, so kann der Autor zeigen, spiegeln sich allgemeine sozialgeschichtliche Trends. Die Zahl der aus dem Adel stammenden Seher und Seherinnen war im frühen und hohen Mittelalter groß; seit dem Hochmittelalter »kann man ihr eine kaum geringere [Zahl] an Bürgern entgegenstellen«; im späten Mittelalter waren »visionäres Erleben und ländliche Abkunft« nicht mehr unvereinbare Gegensätze (S. 224). Vom ausgehenden 11. bis zum beginnenden 13. Jahrhundert nimmt die Beteiligung der Laien an den Visionen sichtlich zu, »so daß gegen Ausgang des Mittelalters vielleicht ein ex aequo von Laien und Religiösen erreicht ist« (S. 225). Aus der Intensivierung der Frauenfrömmigkeit und des weiblichen Ordenslebens im 12. und 13. Jahrhundert bedingte sich daneben »ein starkes Anwachsen der Zahl weiblicher Seherinnen, von denen sich viele in den städtischen Bettelorden finden« (S. 227).

Überdies fällt auf, daß sich unter den Klosterangehörigen »die Visionäre übrigens oft bei den Konversen« befinden (S. 225). Daß Visionen von Laienbrüdern einen konkreten »Sitz im Leben« haben, bleibt allerdings ungesagt: Vielfach wurde Zisterzienser-Konversen visionär gewährt, was ihnen die Statuten versagten, wie z. B. das Lesen von Büchern, das Erlernen der lateinischen Sprache, den öfteren

Empfang der hl. Eucharistie. Erlebte und erfahrene Visionen legitimierte Abweichungen vom Wortlaut einer Regel, die dem geistigen und religiösen Verlangen von Laienbrüdern nicht gerecht wurde.

Die Frage, ob sich das erweiterte soziale Rekrutierungsfeld der Visionäre auch auf Form und Inhalt der Visionen auswirkte, wird vom Verfasser nicht gestellt. Ich vermute: Keine. Alle Visionäre glaubten unterschiedslos an den »Adel des in Christus vergotteten Menschen«; alle bedienten sich – unabhängig von Stand und Herkunft – der überlieferten und zeitüblichen literarischen Ausdrucksform; alle waren ergriffen von dem Bemühen, nach dem Vorbild der Urkirche ihr persönliches und gemeinschaftliches Leben zu heiligen.

Das Bemühen des Verfassers um Typenbildung führt zur Erkenntnis von »zwei klar dominierenden Visionstypen«. In der Zeit vom 6. bis zum 12. Jahrhundert sieht er Typ I vorherrschend; Typ II, so der Verfasser, bilde sich in der Mitte des 12. Jahrhunderts heraus und erreiche im Spätmittelalter ein sichtliches »Aufblühen« (S. 232). Was Typ I und Typ II voneinander unterscheidet, wird in einer tabellarischen Übersicht zusammengestellt (S. 229). Die Unterscheidungskriterien beziehen sich nicht allein auf den »Inhalt der Visionen«, sondern gleichermaßen auf »Erlebnisart«, »Raumschilderung«, »Verhalten im Raum« und »Personenbeziehung«. Bei Typ I ist, um ein Beispiel zu nennen, die »Dauer der Visionen sehr kurz bis mehrere Wochen«, bei Typ II hingegen nur »sehr kurz bis mehrere Tage«; das Geschaute wird bei Typ I »als Reales« verstanden, bei Typ II als »allegorisch Auszudeutendes« (S. 229).

Abschließend unternimmt der Verfasser den gleichermaßen interessanten wie riskanten Versuch, die von ihm »beobachteten Veränderungen im visionären Erleben während des Mittelalters vor den Hintergrund der allgemeinen geistigen Entwicklung jener Zeit zu stellen« (S. 233). Konkret: Er sucht zu zeigen, in welcher Weise die »neuen hochmittelalterlichen Tendenzen« – er rechnet dazu insbesondere »die Phänomene der Differenzierung, der Individualisierung und Humanisierung, der Emotionalisierung und Rationalisierung« – auf das visionäre Erleben und die Gestaltung der Visionsliteratur einwirkten (S. 239). Die Antworten, die der Autor auf diese Fragen gibt, überzeugen nicht durchgängig. Es fällt schwer, allegorische Auslegung, die »mehr den Eindruck überlegter Interpretationsschemata denn spontaner Eingebung« macht (S. 243), mit gesellschaftlichen Rationalisierungstendenzen in einen Zusammenhang zu bringen. Zweifel regen sich auch dann, wenn »szenenreichere (und damit längere) Schauungen« wie sie für Typ I charakteristisch sind, und die »Vielzahl der (kurzen) Schauungen«, die Typ II kennzeichnet, auf den »allgemeinen Trend zu stärkerer Differenzierung« zurückgeführt werden (S. 241). Unwiderrspochen hingegen nimmt man dem Autor ab, was er zur Humanisierung, Individualisierung und Emotionalisierung hoch- und spätmittelalterlicher Visionen schreibt. Mit religiösem Reformstreben und verstärkter Wißbegierde lateinunkundiger Laien und Nonnen hängt es zusammen, daß im Spätmittelalter mystische Erlebnisse in die Volkssprache übersetzt oder in der Volkssprache abgefaßt wurden.

In dem Buch steckt viel Arbeit und Gelehrsamkeit, viel bohrende Intensität im Umgang mit Quellen, deren historische Aussagekraft nicht so ohne weiteres evident ist, sondern erst durch eine Vielzahl textangemessener Zugriffe freigelegt und ans Licht geholt werden muß. Nur: Eine hinreißende Lektüre ist die Arbeit, eine 1978 an der Universität Stuttgart ausgearbeitete und angenommene Habilitationsschrift, nicht. Das liegt nicht nur an dem untersuchten Quellenbestand, dessen Inhomogenität auch der Strukturierungskraft eines auf dem Gebiet der mittelalterlichen Visionen vorbildlich ausgewiesenen Autors Grenzen setzt. Auch die Anlage des Buches trägt dazu bei, die Lust am Weiterlesen mitunter zu dämpfen. Die für den Historiker spannenden und aufschlußreichen Themen des Buches (»Funktionen der Vision«, »Zur Soziologie der Visionäre«, »Die Visionen in der mittelalterlichen Geistesgeschichte«) bilden dessen Schlußkapitel. Die entschieden zu breit geratenen Auslassungen über Definitionen, Typisierungen sowie gattungsimmanente Raum-, Zeit- und Kommunikationsprobleme, desgleichen Wiederholungen und locker eingebundene Exkurse beeinträchtigen die Ausgewogenheit des Buches.

Nach Korrelationen zwischen visionären Wissensbeständen und gesellschaftlichen Gegebenheiten zu fragen ist sinnvoll, wenn gleichzeitig die relative Eigenständigkeit und Eigendynamik geistig-kultureller Sachverhalte in Rechnung gestellt wird. Die Entsprechung zwischen »Frauenüberschuß« und der »Dominanz dieses Geschlechts im visionären Bereich«, die der Verfasser für das späte Mittelalter feststellen zu können glaubt (S. 227), ist weder empirisch überprüfbar noch historisch wahrscheinlich. »Frauenüberschuß« ist alles andere als eine genau erfassbare Wirkursache religiöser Gemeinschaftsbildung und geistiger Bewegungen. Die Visionärinnen haben sich unstrittig kraft freier Entscheidung, nicht mangels heiratsfähiger Männer für ein jungfräuliches Leben entschieden. Was das vermutete oder tatsächliche Ungleichgewicht zwischen Frauen und Männern in mittelalterlichen Stadtgesellschaften anbetrifft, hat man neuerdings zu Recht vor zu weitgehenden Verallgemeinerungen gewarnt: »Der Frauenüberschuß hat in der Höhe, wie ihn

Bücher annahmen und ihn die moderne Bevölkerungswissenschaft vertritt, sicher nicht bestanden« (Kurt Wesoly: Der weibliche Bevölkerungsanteil in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten und die Betätigung von Frauen im zünftigen Handwerk insbesondere am Mittel- und Oberrhein. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 128 [1980] 83f.).

Auf ähnliche Bedenken muß der Versuch stoßen, die »weibliche ›VISIONsbewegung«<sup>1</sup>, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts einsetzt, als »Reaktion gegen die verstärkte Welle der Mysogynie des 11. und 12. Jahrhunderts« zu interpretieren. Man wird hier zwischen unmittelbaren Ursachen und mittelbaren Folgen stärker unterscheiden müssen. Aus der Tatsache, daß die allgemeine religiöse Bewegung immer mehr Frauen erfaßte, bedingte sich eine höhere Wertschätzung der Frau. Im Zeichen von geistlicher Marienverehrung und weltlichem Minnedienst verstand es sich nicht mehr von selbst, all das, was die philosophische und theologische Traktatliteratur an »defectus sexus muliebris« zusammengetragen und zu einem Stereotyp verdichtet hatte, gedankenlos zu übernehmen und weiterzugeben. Die allgemeine Auf- und Umwertung fraulicher Existenz geriet folgerichtig in einen Widerspruch zu gängigen Vorurteilen, die sich über die physische, intellektuelle und sittliche Schwachheit des weiblichen Geschlechtes herausgebildet hatten. Ansonsten besteht Anlaß, komplexe Vorgänge nicht über Gebühr zu vereinfachen. Die veränderte Stellung und Wertschätzung der Frau in Kirche und Klosterwesen, in Recht, Wirtschaft und Kultur ist die Folge gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse.

Schließlich noch dies: Die anregende Thematik des Buches könnte unschwer gesuchter Modernismen entraten. Die Gruppe derer, die lesen, schreiben und sich in Texten und Traktaten literarisch artikulieren können, wird einmal als »Intelligenzia« (S. 74), dann wieder als »Intelligenzija« (S. 96) apostrophiert. (Mit einheitlicher Schreibweise tut sich der Verfasser auch anderswärts schwer: Auf S. 101 ist sowohl vom »Fegfeuer« als auch vom »Fegfeuer« die Rede.)

Der stolze Preis von DM 180,- beleuchtet die stetig wachsende Irrationalität wissenschaftlicher Buchproduktion. Er wird den Kreis der privaten Käufer begrenzt halten. Unübersetzte Lateinzitate, deren Länge kaum noch dem professionellen Mediävisten zuzumuten sind, tragen überdies dazu bei, das Buch einer breiten Leserschicht historisch, insbesondere kirchengeschichtlich Interessierter vorzuenthalten.

Den aus Bernhard von Clairvaux entlehnten Schlußsatz des Buches: »Finis libri sed non finis quaerendi« will der Verfasser als Programm verstanden wissen. Die Erlebnis- und Erfahrungsberichte mittelalterlicher Visionäre sollen in weiteren Forschungsvorhaben des Verfassers untersucht und erschlossen werden. Er spricht von »Folgebänden« (S. 223, Anm. 1105), von in Angriff genommenen Untersuchungen über Zusammenhänge zwischen »Kunst und Vision« (S. 81, Anm. 316; S. 264, Anm. 1289). Oder: »Eine vollständige Sammlung aller bekannten ›längeren‹ Visionen wird in dem in Arbeit befindlichen historischen Teil dieser Untersuchungen angestrebt« (S. 81; vgl. auch S. 201, wo »von der Wirksamkeit psychosomatischer Beziehungen« die Rede ist, welche »in einer späteren Arbeit« behandelt werden sollen). Ob eine solche Totalerfassung der Anstrengung lohnt, werden die Ergebnisse zeigen müssen.

An ins Auge springenden Druckfehlern habe ich notiert: S. 63 »frans« (statt »fraus«); S. 200 »umschlag« (statt »umschlang«); S. 213 »Dichtomie« (statt »Dichotomie«); S. 235 »sermo urbanis« (statt »sermo urbanus«); S. 239 »liniar« (statt »linear«).

*Klaus Schreiner*

HANS PATZE (Hrsg.): Die Grundherrschaft im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. 27). Sigmaringen: Thorbecke 1983. 2 Teilbände mit zus. 1008 S. 74 Abb. 3 Karten. Ln. DM 240,-.

Die hier anzuzeigenden beiden stattlichen Bände sind das um einige zusätzliche Beiträge angereicherte Ergebnis der Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte vom Oktober 1978 und April 1979. Mit der »Grundherrschaft im späten Mittelalter« rücken sie einen bislang, im Gegensatz zum frühen und hohen Mittelalter, weniger intensiv erforschten Bereich des Phänomens »Grundherrschaft« in den Mittelpunkt, ergänzen aber zugleich – in einer Art »Innenansicht« der Grundherrschaft – die in früheren Bänden der Reihe »Vorträge und Forschungen« unter anderen Leitaspekten (»Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen« – 1964, »Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert« – 1970/71) vorgelegten Forschungsergebnisse. Daß bei einer überblicksweisen Besprechung lediglich einzelne Gesichtspunkte und Resultate herausgestellt werden können und die Ausschöpfung des reichen Detailertrags eindringlicher Lektüre vorbehalten bleiben muß, dürfte sich von selbst verstehen.

Schon der vielfach unreflektiert gebrauchte Begriff »Grundherrschaft« bedarf der Aufhellung und